

Begegnungen statt Stereotype

Seit 1 700 Jahren leben jüdische Menschen in Deutschland – Anlass für ein Festjahr. Dass jüdisches Leben noch immer nicht als selbstverständlich gilt, findet eine junge Nürnbergerin einfach nur „voll krass“. Nicht nur sie wünscht sich mehr Normalität.



Nimmt es gerne sportlich:
Anatoli Djanatlev leitet den
TSV Maccabi.

„Immer ein bisschen mehr leisten als andere“

Berührungängste scheint er nicht zu kennen: Unkompliziert ist Anatoli Djanatlev. Ohne viele Umstände bietet der 40-Jährige nach dem ersten flüchtigen Kennenlernen das sportliche Du an. Überraschend ist das nicht: Der IT-Fachmann, beschäftigt an der Uni Erlangen-Nürnberg, ist bei der CSU Langwasser kommunalpolitisch aktiv, noch mehr aber im Sport: Seit sechs Jahren leitet er den TSV Maccabi, der zum deutschlandweiten Verbund der traditionsreichen jüdischen Sportbewegung gehört.

Wobei die Religionszugehörigkeit weder Aufnahmebedingung noch sonst von Bedeutung ist: Nicht einmal die Hälfte der Mitglieder sind jüdischen Glaubens. In Nürnberg kann der Verein derzeit acht Sportarten anbieten, darunter Fußball, Tennis und Tischtennis, Schach und Bridge. Wie andere Vereine hat allerdings auch Maccabi massiv unter den Pandemie-Einschränkungen gelitten.

Mit seiner Familie gehörte er zu den ersten Juden, die in der großen Umbruchphase um 1990 aus der Sowjetunion nach Deutschland übersiedeln durften. „Wir kamen in Berlin genau am 3. Oktober an“, erinnert er sich. Warum die Menschen dort gerade ausgelassen feierten, nämlich die neu gewonnene Einheit, verstand er freilich erst später. Größere Sorgen bereiteten damals die fehlenden Papiere; so wurden alle als Flüchtlinge registriert.

Tatsächlich hatten sie eine – vor allem für sowjetische Verhältnisse – geradezu gut bürgerliche und gesicherte Existenz aufgegeben: Der Vater war als Bauingenieur beschäftigt. Aber das jüdische Leben war bedroht. „Wir konnten die hohen Festtage einhalten, es gab auch einen Rabbiner“, erzählt Djanatlev im Rückblick, „aber der

Druck wurde größer, spürbar wurde das zum Beispiel durch Einbrüche.“ Ihr Weg führte über die sächsische Provinz schließlich nach Nürnberg.

Während sich der Vater eine neue Existenz aufbaute, fassten die Kinder schnell Fuß in der Schule. Nicht ohne Erfahrungen von Benachteiligung und Ausgrenzung: Trotz bester Noten, außer in Deutsch, durfte Anatoli erst nach langem Hin und Her und einem Umweg über Berlin aufs Gymnasium wechseln. Auch dort legte man ihm noch nahe, sich mit der Mittleren Reife zufrieden zu geben. Die Mutter hatte ihre Kinder auf solche Erfahrungen vorbereitet: „Ihr müsst eben“, schärfte sie ihnen ein, „immer ein bisschen mehr leisten als andere, um dasselbe zu bekommen.“

Während Politiker gerade die bayerischen Schulen gern als Hort gelebter Toleranz preisen, machte der Jugendliche andere Erfahrungen, wenn sich herumsprach, dass er Jude ist. Was er gerne auch verschwieg: „Wenn da dumme Witze gerissen wurden und ich nicht mitlachte, das musste ich schon lernen durchzustehen.“ So trennte sich im Freundeskreis bald die Spreu vom Weizen. „Übrigens kamen türkische Mitschüler oft leichter mit meinem Glauben zurecht als christliche.“

Inzwischen fühlt er sich nicht nur für die eigenen Kinder verantwortlich, sondern auch für alle, die bei Maccabi Sport treiben wollen. Deshalb treibt auch ihn der um sich greifende Antisemitismus um. Dass jüdisches Leben in Nürnberg einfach selbstverständlich sein und werden möge, umfasst für ihn noch einen ganz persönlichen Wunsch: „Ich will nicht darauf festgelegt und reduziert werden, ständig als Experte für das Judentum angesprochen zu werden.“ *woh*



Jo-Achim Hamburger
ist Vorsitzender der
Israelitischen Kultus-
gemeinde mit 2 500
Mitgliedern.

„Jüdisches Leben soll sichtbarer werden“

„Das beste Mittel gegen Antisemitismus“, sagt Jo-Achim Hamburger, „ist die Begegnung zwischen Juden und Nichtjuden.“ Doch finden diese Begegnungen auch statt? Eigentlich so gut wie gar nicht, bedauert der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg (IKG). „Jüdisches Leben ist heute kaum ein Thema der Stadtgesellschaft, außer bei Anschlägen. Wer kennt – ja, das ist ernst gemeint – überhaupt einen Juden?“, fragt er provokant.

Dies zu ändern, betonte der 67-Jährige kürzlich bei einer Rede vor dem Nürnberger Stadtrat, ist sein großes Ziel. Hamburger nennt drei Projekte, mit denen er mehr Begegnungen zwischen Juden und Nichtjuden möglich und seine Gemeinde noch stärker öffnen möchte.

Dem IKG-Vorsitzenden schwebt ganz konkret eine offene Begegnungsstätte in der Nürnberger Innenstadt vor. Ein Ort ohne großen Sicherheitsaufwand, an dem sich Menschen unterschiedlichen Glaubens zum Essen und Trinken, Lesen und Lernen treffen können; wo sie sich zeitgenössische Kunst und Literatur jüdischer Maler oder Schriftsteller anschauen oder anhören können; wo sie der Musik lauschen können und wo ein Austausch stattfinden kann. Hamburger sieht hier auch die Stadt in der Pflicht. „Es ist Zeit“, so unterstrich er in seiner Rede vor dem Rat, „jüdisches Leben sichtbarer werden zu lassen.“ Was er aber nicht will, ist ein Museum, betont der Nürnberger.

Jo-Achim Hamburger ist nach seinem Großvater und Vater der Dritte aus der Familie, der die IKG – gegründet im Jahr 1859 – in die Zukunft führen will. Adolf Hamburger tat dies nach dem Zweiten Weltkrieg. Sein Vater Arno brachte die Gemeinde danach, auch durch die Integration der Kontingentflüchtlinge aus den ehemaligen GUS-Staaten, zu einer stattlichen Größe von rund 2 500 Mitgliedern zurück. „Wir beherbergen heute fast alle Strömungen des Judentums unter unserem Dach, sind Ansprechpartner für die Stadt, wenn es um Judentum geht“, sagt Jo-Achim Hamburger.

Der Vorsitzende will auch eine weitere Öffnung seiner Gemeinde. Hierzu möchte er endlich auch die fertigen Pläne für einen Kindergarten, die seit Jahren in der Schublade liegen, auf dem IKG-Gelände im Norden der Stadt realisieren. Über junge Familien, auch jüdischen Glaubens, die bisher keinen Kontakt zur Kultusgemeinde haben, erhofft er sich neue Impulse.

„Und wir suchen einen aufgeklärten Rabbiner, der Deutsch, Hebräisch und Russisch sprechen und die Gemeinde in die Zukunft führen kann“, sagt Hamburger. Es ist gar nicht so einfach, einen geeigneten Kandidaten zu finden. Aber wenn eine Eigenschaft die Familie Hamburger über Jahrzehnte an der Spitze der Israelitischen Kultusgemeinde besonders ausgezeichnet hat, dann ist es ihre Fähigkeit, sich von Hindernissen nicht beirren zu lassen. *fra*

Studentin mit großem Engagement: Lena Prytula.

„Lachen, Trinken – eine Gemeinschaft“

So viel Offenheit und Fröhlichkeit wirken ansteckend: Wer diese junge Frau trifft, traut ihr sofort zu, andere mitreißen zu können. Vor allem Kinder und Jugendliche. „Ich erzähle gerne und kann gut frei sprechen“, sagt Lena Prytula. Sich in andere Figuren einzufühlen, Rollen zu spielen, das liegt ihr. Erste Bühnenerfahrungen hat sie gesammelt, etwa bei einem Schultheaterprojekt. Sie war erfolgreich als Sängerin unterwegs – beim Jewurovision-Wettbewerb, dem größten jüdischen Kulturereignis im Land.

Aber als Beruf konnte sie sich das Bühnenleben dann doch nicht vorstellen – und entschied sich für ein Lehramtsstudium. Mit ihrer Begabung für Sprachen steckt sie mitten im Englisch- und Spanisch-Studium. Dennoch findet die 20-Jährige Zeit für Aktivitäten mit Kindern und Jugendlichen. Eher von der ukrainischen Großmutter als den Eltern mit jüdischen Bräuchen vertraut gemacht, wuchs sie als Schülerin hinein in die Israelitische Kultusgemeinde mit ihrem Angebot für die Jüngeren. Sie besuchte Kurse und engagierte sich als Jugendleiterin und Betreuerin.

Längst ist daraus mehr entstanden: Nach einer Vorbereitung gehört Lena Prytula zu den jungen Jüdinnen und Juden, die zu Gesprächen mit Gruppen und Schulklassen eingeladen werden. „Meet a Jew“ heißt das Programm, um Begegnungen zu fördern und zu schildern, wie Jüdinnen und Juden heute leben und was sie bewegt. Das ist eine wichtige Ergänzung zu allen ganz auf die mörderische NS-Zeit ausgerichteten Zeitzeugen-Gesprächen. Es gilt zu zeigen, dass sich jüdisches Leben heute natürlich nicht im Rückblick erschöpft, so unverzichtbar dieser auch ist.

„Ihr dürft alles fragen“, lautet die Einladung – mit ihren Mitstreitern weicht Lena weder persönlichen noch heiklen politischen Fragen aus. „Lachen, Trinken, Events, Leute, eine Gemeinschaft, das und



vieles mehr macht Judentum für mich aus, die Religion steht da für mich gar nicht im Vordergrund.“ So geht es in den Runden mit Jugendlichen und Erwachsenen hin und her zwischen dem, was unter koscherem Essen zu verstehen ist, musikalischen Vorlieben und eher bedrückenden Problemen wie Erfahrungen von Ausgrenzung und Antisemitismus. Wohl auch deshalb hat sich Lena Prytula zudem zu einem weiteren Engagement entschieden: Bei der Union jüdischer Studenten in Deutschland mit 25 000 Mitgliedern wurde sie in den Vorstand gewählt. Wenn es darum geht, was angestoßen und verändert werden soll, muss sie nicht lange überlegen: Wie stereotyp Juden im Fernsehen immer noch dargestellt werden, einseitig orientiert am orthodoxen Judentum, stößt ihr sauer auf. Dass es jüdisches Leben in Deutschland seit 1 700 Jahren gibt, ist für sie alles andere als ein Grund zu einem „Gedenken“. Wenn jüdisches Leben immer präsent war, sei es schon „voll krass“, dass es immer noch darum ringen muss, als einfach normal betrachtet zu werden. *woh*



Ruth Ceslanski hat sich dem Einsatz gegen Rassismus verschrieben.

„Wir müssen die jüngere Generation ansprechen“

Sie ist eine der namhaften Vertreterinnen jüdischen Lebens in Nürnberg. Ein wenig erstaunlich ist das schon, denn im öffentlichen Leben taucht sie eher selten auf. Sich ins Rampenlicht zu drängen, liegt ihr gar nicht. Selbst in vertrauter Runde wirkt Ruth Ceslanski so zurückhaltend und besonnen, dass Gesprächspartner ihr unwillkürlich umso aufmerksamer zuhören. Das gehört zu ihren Stärken. Denn die Nürnbergerin begnügt sich keineswegs mit einem zurückgezogenen Leben. Schon weil sie eins mehr umtreibt als alles andere: der Antisemitismus und Rassismus. „Wir Menschen gehören doch alle zur Gattung homo sapiens, die Farbe der Haut mag unterschiedlich sein, aber unter dieser dünnen Schicht sind alle gleich. Wir müssen an die Wurzeln ran, wie Rassismus entsteht“, fordert die 62-Jährige.

Deshalb engagiert sich die Nürnbergerin für Verständigung, Dialog und tieferes Verständnis. Das passende Forum dafür hat sie in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gefunden. Seit sieben Jahren vertritt sie ihre Religion im regionalen Vorstand und auch bei vielen Begegnungen und Aktivitäten.

Dabei speist sich ihr Einsatz nicht zuletzt aus einer großen Hoffnung. „Nämlich, dass wir es jetzt schaffen, die jüngere Generation anzusprechen.“ Der Etz-Chaim-Pokal der Gesellschaft, der seit ein paar Jahren von einer Schule zur nächsten wandert und jeweils ein entscheidender Anstoß für kreative Projekte ist, ist für sie einer der vielversprechenden Ansätze.

Geboren und aufgewachsen ist Ruth Ceslanski in Ansbach. Ihr Vater hatte das KZ überlebt, starb aber, als sie zwei Jahre alt war. „Wir haben Schabbat gefeiert, aber es gab nur wenige Juden, der Rabbiner der jüdischen Gemeinde kam nur alle drei Wochen aus Nürnberg.“ Ihre tolerante Mutter empfahl der Tochter, sich in der Schule den katholischen und den evangelischen Religionsunterricht „einfach mal anzuhören“. Doch da sei sie sich im Innersten ihrer Identität schon sicher gewesen.

Die offene, unorthodoxe Art, wie sie ihr vermittelt wurde, hat sie geprägt. So sieht sie ihre Zugehörigkeit zur Kultusgemeinde und das Feiern der traditionellen Feste als selbstverständlich an, ohne sich als besonders fromm zu begreifen. Die tiefe Bindung der versierten Englisch-Übersetzerin zeigt sich zum Beispiel in ihrer Liebe zu Israel. Sicher spiegelt sich ihre Art, ihre jüdische Existenz zu verstehen und zu leben, gerade auch in ihrem Einsatz für den Dialog. Viel Energie hat sie nicht zuletzt in eine konsequente Vernetzung und Aktivitäten mit Partnern wie dem Caritas-Pirckheimer-Haus gesteckt. *woh*



Mann mit Durchblick: David Kuperman entwickelt hochmoderne Brillenfassungen.

„Hier wird in Handarbeit gefertigt“

Ein unscheinbares Haus im Nürnberger Stadtteil Ziegelstein. Arztpraxen, eine Ernährungsberatung. Keiner vermutet, dass hier unter dem Dach ein innovatives Start-up sitzt. Wer den schmalen Flur betritt, stößt auf Musterkoffer, Schau-Regale, Materialproben, Prospekte. Das Zwei-Mann-Unternehmen entwickelt hochwertige, moderne Brillen. Kunden sind Optiker in ganz Deutschland.

Hinter der Firma Bader & Kuperman stecken zwei ganz unterschiedliche Unternehmer, deren Wege sich erst in Nürnberg gekreuzt haben. Amit Bader (49) ist in Haifa, Israel, geboren. David Kuperman (42) stammt aus der Ukraine. Bader ist eigentlich Computer-Ingenieur. Seine Familie stammt ursprünglich aus Nürnberg. In der Brillenbranche ist er bereits seit zehn Jahren. „Den Wunsch, eine eigene Firma zu gründen, eigene Brillen zu vertreiben, trug ich schon lange in mir“, erklärt er.

Kuperman verbrachte seine Kindheit in der Ukraine, seit seiner Jugend ist er in Franken. Der 42-Jährige hat in verschiedenen Berufen gearbeitet, Konditor gelernt, ein Studium in Marketing und Vertrieb angehängt. „Ich bin ein sehr vertriebsorientierter Mensch“, betont der Geschäftsführer. Er hat auch schon in der Telekommunikationsbranche gearbeitet.

Kennengelernt haben sich die beiden Firmengründer vor einigen Jahren in der Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg. Verstanden haben sie sich auf Anhieb. Die gemeinsame Firma war die Folge.

Ihre Brillen-Marke heißt: mydot eyewear. Dot (englisch) wie Punkt. Gemeint ist eine runde Erhebung am Brillenscharnier auf jeder Seite des Gestells. „Ein Erinnerungspunkt“, sagt Kuperman. Seit Oktober 2019 sind sie mit ihrer Marke auf dem Markt. Einige Brillen-Modelle tragen Städtenamen. Natürlich gibt es ein Modell Nürnberg. Designt werden alle Brillen in Nürnberg, hergestellt in Deutschland und Japan. „Hier wird in Handarbeit gefertigt“, erläutert Kuperman. Über 100 Arbeitsschritte sind nötig. Verwendet werden Titan und Acetat.

Die Firmeninhaber hoffen, eines Tages komplett in Deutschland fertigen lassen zu können. Derzeit spüren auch sie die Folgen der Corona-Krise. „Die Kunden sind zurückhaltend“, bedauert Kuperman. Messen konnten nicht stattfinden, auf denen sie ihre Kollektion hätten vorstellen können. Nun hoffen die beiden Gründer, dass es bald wieder bergauf geht. *fra*